

Roland Lange

Weihnachts- anekdotchen



Spannende Geschichten
aus dem Hanz





Weihnachtzanekdötchen

Spannende Geschichten
aus dem Harz

von Roland Lange

Die Kurzgeschichten spielen hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Die Figuren dieser Kurzgeschichten sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.



Klimaneutral
Druckprodukt

ClimatePartner.com/53115-2305-1007



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <https://www.dnb.de>

© 2023 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: C. Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rfcom

Druck und Bindung: Zimmermann Druck + Verlag GmbH, Balve

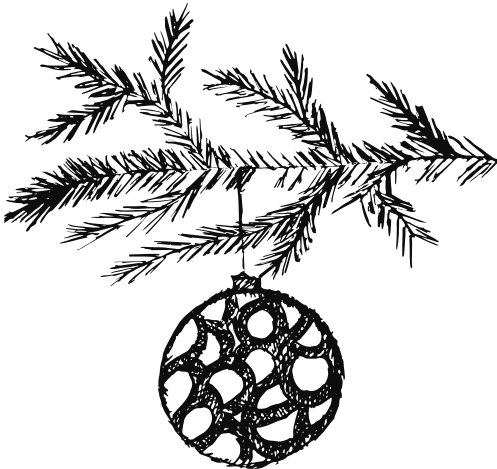
Printed in Germany

ISBN 978-3-8271-9330-8

Für meine Familie

Inhalt

Mirror-Eggs oder: Tod eines Wildschweins	7
Killin' Santa	14
Aufstand der Weihnachtsgänse	22
Rentier-Rallye	28
Falsche Fuffziger	37
Blind Booking, Teil 1	48
Blind Booking, Teil 2	58
Die heiligen drei Königinnen	65
Die letzte Schicht	74
Der Wolf	83







Mirren-Eggs oder: Tod eines Wildschweins



Irene Schrader war es leid. Einfach alles! Das Weihnachtsfest, das kurz bevorstand, die Kälte, den tiefen Schnee, die mondlose Nacht, den *Welt-Wald* vor den Toren Bad Grund. Vor allen Dingen aber hatte sie endgültig die Nase von ihrem Scheiß-Ehegatten voll! Von Karl-Heinz Schrader, dem Tischler, den sie unten in der Bergstadt alle nur Eggs nannten. Weil er einmal, auf einer achttägigen Reise des Kegelklubs nach Irland, im Hotel zum Frühstück Spiegeleier bestellt hatte. Auf Englisch.

„Can I have Mirror-Eggs?“, hatte er doch tatsächlich gefragt und war sich ganz toll dabei vorgekommen. Eine Blamage! Eine Demütigung! Weniger für ihn, den unsensiblen Bock, der das Hohngelächter eher wie eine Auszeichnung aufgefasst hatte. Aber sie, die Frau an seiner Seite, hatte sich in Grund und Boden geschämt.

Als sie jetzt den Baum ächzend hinter sich her schleifte und bei jedem Schritt bis zu den Knien im Schnee versank, fragte sie sich, welches Kraut ihr damals, vor fünfundzwanzig Jahren, derart zu Kopf gestiegen war, dass sie sich widerstandslos von Eggs zum Traualtar hatte schleppen lassen. Sie wusste nicht, wie oft sie sich diese Frage in den zurückliegenden Jahren schon gestellt hatte. Hundert Mal? Tausend Mal? Es ging wohl eher gegen unendlich. Natürlich war es ihr immer wieder in den Sinn gekommen, sich von ihm zu trennen. Ihre Tochter war längst aus dem Haus. Geflohen mit sechzehn vor einem Haustyranen und einer feigen Mutter, die nicht den Mumm besaß, ebenfalls ihre Siebensachen zu packen und das Weite zu suchen. Die ängstlich vor ihrem Mann spurte, die seine Wutausbrüche und Handgreiflichkeiten ertrug und ihn obendrein noch tröstete, wenn er reumütig angekrochen kam und um Verzeihung bettelte. Mehr als einmal hatte sie Fluchtpläne geschmiedet und es letztendlich doch nicht geschafft, sie in die Tat umzusetzen. Stattdessen kuschte sie, machte, was er von ihr verlangte. Wie jetzt, wenige Tage vor Heiligabend.

Das Weihnachtsfest war Eggs wichtig. Alles folgte einem strengen Ablauf und hielt sich an feste Rituale. Der Besuch der Christvesper und

des Krippenspiels in der St.-Antonius-Kirche am Markt gehörten ebenso dazu wie Bockwurst mit Kartoffelsalat an Heiligabend und der Gänsebraten an den Feiertagen. Den größten Wert legte Eggs jedoch auf einen prächtigen Weihnachtsbaum. Mindestens zwei Meter fünfzig hoch musste er sein, von schlankem, geradem Wuchs, mit einem dichten, gesunden Nadelkleid. Keine billige Fichte, sondern ein edleres Gewächs. Ein Baum, wie man ihn nicht kaufen konnte, und wenn doch, dann nur für viel Geld – Geld, das Eggs nicht übrig hatte und das er ohnehin nie ausgab. Wozu auch? Die Wälder rund um Bad Grund standen voll mit den schönsten Bäumen. Er war der Meinung, dass sie nur auf ihn warteten, damit er sich einen von ihnen holte. Nachts, wenn die Stadt schlief und er sicher sein konnte, dass ihm niemand auf die Schliche kam. Ausgerüstet mit Axt, Bügelsäge und Strick fuhr er los. Und sie, Irene, musste mitkommen. Er brauchte sie für die Handlangerarbeiten, für das Buckeln und Schleppen. Eggs beschränkte sich auf das Fällen des Baums und gab ansonsten nur die Kommandos, denen sie still in sich hineinfluchend Folge leistete. So wie jetzt. Elende Dunkelheit! Scheiß-Kälte! Verfluchter Schnee! Vor allen Dingen aber: Eggs, du verdammter Drecksack! Ihre klammen Finger in den feuchten Handschuhen schmerzten. Keuchend kämpfte sie sich den Hang Meter um Meter nach oben.

Ausgerechnet ins Arboretum hatte er mit ihr marschieren müssen, in diesen Wald mit seinen exotischen Bäumen aus aller Welt. Eine kanadische Tanne hatte sich Eggs in den Kopf gesetzt, eine, die es so nur im *WeltWald* gab. Sie hatte nicht protestiert, sondern sich wie immer widerwillig in ihr Schicksal gefügt.

„Ich bringe ihn um“, brabbelte Irene leise vor sich hin, „irgendwann bringe ich ihn um.“

Eggs konnte sie nicht hören. Er war schon etliche Meter voraus und das knirschende Stapfen durch den Schnee entfernte sich immer weiter. Sie schleppte sich noch ein paar Meter vorwärts, dann hielt sie an. Sie brauchte eine kurze Pause, um ein wenig durchzuschnaufen. Einen Moment den Baum ablegen, die Handschuhe ausziehen und die steifen Finger mit ihrem warmen Atem anhauchen. Um sie herum war alles so friedlich. Eine beinahe heilige Stille. Sie schaute zur Seite auf eine nachtschwarze Wand aus Bäumen und Sträuchern. Doch ihr Blick ging weiter, durchdrang das Dunkel, mündete in Traumbildern. Sie sah ein Wohnzimmer vor sich, gewärmt vom knisternden Holz im Kamin, sah einen Baum mit viel Lametta und bunten Kugeln, die im Schein der traditio-

nellen Wachskerzen erstrahlten. Sie betrachtete den festlich dekorierten Tisch, voll beladen mit leckeren Speisen. Um den Tisch herum saßen ihre Kinder und Enkelkinder mit leuchtenden Gesichtern, und an der Stirnseite thronte das Familienoberhaupt. Nicht Eggs. Dort saß ein anderer Mann. Der einzige Mann, mit dem sie sich ein frohes und harmonisches Weihnachtsfest vorstellen konnte. Der Mann, der so unerreichbar für sie war, wie die Sterne, die sich hinter der dichten Wolkendecke verbargen.

„Sag mal, bist du bescheuert? Was stehst du hier rum und starrst Löcher in die Luft?“ zischte es plötzlich in ihr Ohr. Der Schreck riss ihr beinahe das Herz aus dem Leib.

Eggs! Unbemerkt war er zurückgekehrt. Jetzt stand er ganz dicht neben ihr und blitzte sie mit wütenden Augen an. Sein schaler Atem ließ sie würgen. Es war das Sodbrennen, das ihn seit einiger Zeit mit dieser unerträglichen Aura umgab. Ein weiterer Grund, sich ihm nicht aus freien Stücken zu nähern.

„Jetzt komm endlich in die Strümpfe, verdammt noch mal!“ Eggs versetzte ihr einen Stoß gegen die Schulter, der sie leicht straucheln ließ. „Oder willst du, dass uns noch einer erwischt? Nur weil du so rumtrödelst?“

Wäre gar nicht schlecht, erwischt zu werden, dachte sie. Dann würden sie Eggs vielleicht einbuchten. Andererseits – mitgefangen, mitgehangen. Irene seufzte und zog sich wieder ihre Handschuhe über. Sie beugte sich zum Weihnachtsbaum hinab, packte den Stamm, hob den Baum an.

„Ich bringe ihn um! Irgendwann!“ Jetzt, in seiner unmittelbaren Nähe, dachte sie die Worte nur. Ein tiefer Atemzug, dann setzte sie sich langsam in Bewegung. Eggs war schon wieder ein paar Schritte voraus, legte aber ein etwas langsames Tempo vor.

Es raschelte. Das war nicht ihr Mann, der auf seinem Weg zwischen den Bäumen hindurch dürre Äste streifte. Das Geräusch kam von links aus dem Unterholz. Ein Tier? Durchaus denkbar. Das Arboretum steckte voller Wild. Sie hatte Spuren gesehen. Vorhin. Vermutlich ein Fuchs. Aber Füchse schlichen lautlos durch den Schnee. Es musste etwas Größeres sein. Ein Reh? Ja, gut möglich. Oder ein Wildschwein? Besser nicht. Es war kein Spaß, mit einem Wildschwein zusammenzutreffen. Hatte sie mal gehört. Auch war sie nicht scharf darauf, einem Wolf zu begegnen, der sich auf seiner Wanderung in den Harz verirrt hatte. Wieder raschelte es. Sie verharrte in der Bewegung. Lauschte angestrengt. Stille. Das Geräusch wiederholte sich nicht. Dafür hörte sie plötzlich ein leises, schar-

fes Zischen. Nur für den Bruchteil einer Sekunde. Und dann sah sie, wie Eggs umfiel. Einfach so. Wie in Zeitlupe. Ohne einen Ton von sich zu geben, kippte er ganz langsam nach vorn über, blieb liegen und regte sich nicht mehr. Eine unwirkliche Szene. Irene registrierte alles mit den Augen, begriff aber nicht, was sich da gerade abspielte. Sie ließ den Baum los, stolperte hinüber zu der Stelle, wo Eggs zu Boden gegangen war.

Er lag der Länge nach auf dem Bauch. Die Pudelmütze, die sie ihm schon vor Jahren gestrickt hatte, war ihm durch den Aufprall im Schnee von der Stirn nach hinten gerutscht und wölbte sich wie ein kleiner roter Berg in seinem Nacken auf. Axt und Bügelsäge, die er mit dem Seil zusammengeschnürt hatte, lagen neben ihm. Noch immer hielt er das Seilende fest mit der Hand umklammert. Den Pfeil, der aus seinem Rücken ragte, nahm sie erst Sekunden später wahr. Nicht, dass sie ihn übersehen hätte. Aber einen Moment lang hatte sich ihr Gehirn geweigert, die Information zu verarbeiten. Ein Pfeil! Sie starrte ungläubig auf den langen, dünnen Schaft mit dem gefiederten Ende. Deshalb war Eggs zusammengebrochen! Sie brauchte nicht lange zu fühlen und zu tasten, um zu wissen, dass er tot war. Mausestot.

Wer hatte den Pfeil abgeschossen? Indianer lebten keine in der Gegend. Davon hätte sie gehört. Aber wer dann? Nirgends regte sich etwas. War es vielleicht ein Engel gewesen? Eine Lichtgestalt, gesandt von einem guten Geist, der ihr stummes Flehen erhört hatte? Gesandt, um sie von ihren irdischen Qualen namens Karl-Heinz Schrader zu erlösen? Eine Art himmlisches Weihnachtsgeschenk? Oder doch nur ein Irrer, der gleich aus seinem Versteck heraus den nächsten Pfeil auf sie abfeuern würde?

„Holy shit! What the hell ...?“, unterbrach eine Stimme ihre Gedanken.

Irene schnellte aus der Hocke hoch, wirbelte herum, sah einen großen, kräftigen Mann hinter sich stehen. Ganz in Oliv gekleidet, einen Bogen in der Hand, auf dem Rücken einen mit Pfeilen gefüllten Köcher. Weit aufgerissene Augen in einem mit schwarzer Paste zugekleisterten Gesicht. Eine dunkelbraune Strickmütze auf dem Kopf. Er sah aus wie ein Dämon. Wie eine Ausgeburt der Hölle.

Sie kreischte vor Angst. Hell und spitz hallte ihr Schrei durch die schwarze Winternacht.

„Irene?“

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe seine Stimme zu ihr durchdrang und ihr Bewusstsein erreichte. Da verstummte sie. Ganz plötzlich.

„Ryan?“ Es war nur ein Flüstern, das sie von sich gab. Wie ein schwacher Windhauch, der trockenes Laub aufwirbelt.

„Ja. Ich bin's. Ryan.“

Wie war das möglich? Wie kam der Mann, mit dem sie Eggs während ihrer Kegelklubtour in Irland betrogen hatte, hierher nach Bad Grund in den *WeltWald*? War er ein Trugbild, heraufbeschworen durch den Schock, den die Leiche zu ihren Füßen in ihr ausgelöst hatte? Der Mann, der seit jener gemeinsamen Nacht in der irischen Lodge durch ihre sehnsuchtsvollen Träume geisterte, konnte ihr nicht wirklich gegenüberstehen!

Vorsichtig streckte Irene ihre zitternde Hand aus, tippte ihn an, stieß auf Widerstand. Doch, er war echt! Kein Trugbild.

„Tatsächlich. Du bist es“, stöhnte sie.

Er schob sich an ihr vorbei, starrte auf den Toten: „Was ... was habe ich getan?“, stammelte er bestürzt. „Ich ... ich dachte, ich hätte auf ein ... Wildschwein geschossen.“ Sogar in seiner Fassungslosigkeit sprach er noch perfekt Deutsch.

Sie hatte sich gefangen und legte ihm sanft die Hand auf den Arm. Mit leiser Stimme tröstete sie ihn: „Du hast auf ein Wildschwein geschossen, Ryan. Er war eins, glaub mir.“ Sie zog ihn zu sich herum, blickte ihm in die irrlichternden Augen. „Wie kommst du eigentlich hierher? Was sucht ein irischer Banker in den Harzer Wäldern? Kurz vor Weihnachten und mitten in der Nacht? Und dazu in diesem Aufzug?“

Ryan ging nicht auf ihre Fragen ein. „Wir müssen die Polizei benachrichtigen“, murmelte er und blickte sich dabei ängstlich um.

„Bist du wahnsinnig?“, brauste Irene auf. Gerade erlebte sie die schönste Weihnachtsbescherung, die sie sich denken konnte. Und die sollte sie sich von der Polizei wieder kaputtmachen lassen? Niemals!

Es gelang ihr, Ryan schnell von seinen dummen Gedanken abzubringen. Sie nahm seine Hand und zog ihn mit sich zu dem entwurzelten Bäumchen gleich hinter der Leiche. Behutsam stiegen sie über Eggs hinweg, hockten sich auf den Stamm. Ryan beruhigte sich und begann schließlich zu erzählen. Sein Onkel, der Letzte seiner Angehörigen, war vor zwei Jahren gestorben und hatte ihm ein millionenschweres Erbe hinterlassen. Seitdem arbeitete Ryan nicht mehr, lenkte sich stattdessen mit immer verrückteren Abenteuern von seiner Langeweile ab.

„Seit einer Woche streife ich allein durch den Harz. Nur mit Pfeil und Bogen und den paar Sachen, die ich am Leib trage. Ich meide Menschen, halte mich abseits jeglicher Verkehrswege und Ansiedlungen. Ich schlafe

im Freien und ernähre mich von dem, was die Natur mir bietet. Survival-training. Ich wollte wissen, wie das ist und ob ich das durchhalte.“

Irene blickte ihn mild lächelnd an. Bescheuert, dachte sie. Völlig bescheuert. Aber liebenswert. Sie kuschelte sich dicht an ihn. „Weißt du, dass ich seit unserer Nacht immer nur an dich gedacht habe?“ fragte sie verträumt.

„Mir geht es genauso“, erwiderte er und hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn.

„Ehrlich?“ Sie blickte in sein verschmiertes Gesicht. „Und was ist mit anderen Frauen?“

Er schüttelte den Kopf: „Die hat es nie gegeben. In meinem Herzen warst immer nur du.“

„Und du in meinem. Trotz Eggs ... oder gerade seinetwegen.“ Sie warf einen schnellen, verächtlichen Blick auf die Leiche zu ihren Füßen, die reglos und kalt die Liebesschwüre des turtelnden Paares ertrug.

Dann schwiegen sie, ließen sich vom Frieden des nächtlichen *Welt-Waldes* umfängen. Dankbar für ihr unerwartetes Glück blickte Irene gen Himmel, sah, dass die Wolkendecke aufriss und der Mond sein fahles Licht zur Erde sandte. Für einen kurzen Moment glaubte sie, dort oben ein Gesicht zu erkennen, ein Gesicht, das ihr freundlich zulächelte. Dann war der Moment auch schon wieder vorbei.

„Sag mal, Ryan, was hältst du von der Karibik?“, fragte sie plötzlich.

„Was?“

„Karibik. Heiligabend unter Palmen. Wäre das nichts?“

Ryan nickte zustimmend. Gleichzeitig zeigte er auf die Leiche: „Und er?“

Irene zuckte mit den Achseln: „Na, was schon? Eggs bleibt natürlich hier. Wir können ihn ja schlecht mitnehmen.“

Wenig später schleppten sie den Toten ein Stück ins Unterholz, zogen ihm den Pfeil aus dem Rücken und bedeckten ihn mit den Ästen von Irenes Weihnachtsbaum. Danach blieben sie einen Moment andächtig vor dem improvisierten Grab stehen und wünschten dem toten Eggs in stummer Übereinkunft ein gesegnetes Weihnachtsfest. Auch wenn er es nicht verdient hatte. Trotzdem. Das gebot ihnen der Anstand.

Es begann zu schneien.

Irene und Ryan fassten sich bei den Händen und wandten sich ab. Das Fest der Liebe erwartete sie. Während der Flockenwirbel immer dichter wurde und das Grab und sämtliche Spuren mit einer unschuldig-weißen

Decke überzog, stapften die beiden Turteltauben einer gemeinsamen, glücklichen Zukunft entgegen.





Killin' Santa



Sie hatten es geschafft! Sie waren dabei! Sie würden beim *Heavy Christmas* in Förste spielen. In der Mehrzweckhalle des kleinen Vorharzortes.

Immer am 23. Dezember, also einen Tag vor Heiligabend, fand dieses Event schon seit weit mehr als dreißig Jahren statt. Ein fester Termin für die Metalgemeinde über die Grenzen des Dorfes und der Region hinaus. Eine laute Einstimmung auf die folgenden, leiseren und besinnlichen Tage. Noch einmal zusammen abfeiern, es richtig krachen lassen, ehe man sich für eine Weile in traute familiäre Gefilde zurückzog.

Es waren nicht die ganz so großen Namen, die auf der nicht ganz so großen Bühne standen. Allerdings konnten sich die drei Bands, die an dem Abend ihre Show abliefern durften, für weitere Großstaten empfehlen, wenn sie das Publikum überzeugten.

Aber halt! Erst mal zurück auf Anfang.

Die, von denen hier die Rede ist, die, die es geschafft hatten, waren vier Jungs, die sich dem Metal verschrieben hatten. Das war ihre Musik. Die hörten sie, die spielten sie miteinander. Etwas anderes kam nicht infrage. Irgendwo zwischen Death, Black und Trash Metal bewegten sie sich mit dem, was sie ihren Instrumenten entlockten.

Tim spielte Bass, Jan bearbeitete die Rhythmusgitarre. Und dann waren da noch Philipp und Luca. Beide kannten sich mit Elektrotechnik aus. Philipp stand kurz vor der Gesellenprüfung als Elektroniker mit der Chance, seine Ausbildung als Jahrgangsbester abzuschließen. Er spielte Schlagzeug. Luca wiederum quälte sich mehr schlecht als recht durch ein Elektronikstudium. Bis auf Luca kannten sie sich von klein auf. Luca stieß erst zu ihnen, als sie kurz vor dem Schulabschluss standen. Er war, wie sie, glühender Metalfan, er spielte ein bisschen Gitarre und, das Wichtigste, er kam aus einem reichen Elternhaus. Ein unschätzbare Vorteil, wenn man eine Band gründen wollte und eine Menge teures Equipment brauchte, um über den Status einer Lagerfeuer-Combo hinauszukommen. Das be-

nötigte Kleingeld konnte und wollte Luca für die Bandausrüstung hergeben. Aber alles hat seinen Preis und rückblickend hätte Philipp sich lieber nicht breitschlagen lassen sollen von seinen beiden Freunden aus Kindertagen, um mit ihnen den Pakt mit dem Teufel einzugehen.

Na ja, ein Teufel war Luca vielleicht nicht, aber zumindest ein riesen-großer Kotzbrocken. Wie selbstverständlich sah er sich als Bandleader, nach dem Motto: Mein Geld (das ja genau genommen seines Vaters Geld war), meine Band. Er bestimmte die Musikstücke, die auf ihre Setlist kamen. Er gab der Band den Namen und nannte sie *Captain Nemo*. Luca war großer Jules-Verne-Fan, was die Sache erklärte. Damit hätte Philipp leben können, wäre Luca nicht so ein aufgeblasener Selbstdarsteller gewesen. Als Frontmann, so dessen Überzeugung, müsse er natürlich für die Show sorgen, das Publikum mitreißen. Die Leute wollen etwas geboten bekommen, auch optisch, das war sein Credo. Daran war nichts auszusetzen. Allerdings nicht so! Nicht einmal seine Bandkollegen hatten auch nur im Entferntesten geahnt, dass er bei ihrem ersten Auftritt vor etwas größerem Publikum – es mochten etwa hundert Zuhörer im Saal gestanden haben – im Taucheranzug auf die Bühne schlappen und dabei auch noch über die sperrigen Schwimmflossen stolpern würde. Gerade so hatte er sich fangen können, bevor er im Fallen ein Chaos auf der Bühne angerichtet hätte. Das Publikum hatte sich jedenfalls vor Lachen gebogen über sein ungelinktes Herumgestolper im Neoprenanzug, mit Taucherbrille und Schnorchel. Vielleicht ganz gut, denn so waren Lucas grottenschlechtes Gitarrenspiel und seine Growls, die eher einem dilettantischen Grölen glichen, nicht weiter aufgefallen. Er war derjenige in der Band, der musikalisch hinterherhinkte, sich aber für den Größten hielt.

Noch zwei Auftritte folgten: auf einem Dorffest und beim Vereinstreffen der *Motorradfreunde Harzbiker*. Die Sache mit dem Taucheranzug hatte sich herumgesprochen und war wohl der Grund für die Engagements gewesen.

Dann kam die Einladung zum *Heavy Christmas*. Rückblickend fragte sich Philipp, wer den Deal eingefädelt haben mochte. Ihre begrenzten musikalischen Fähigkeiten durften kaum ausschlaggebend gewesen sein. Damit hatten sie bis zu dem Tag nicht wirklich überzeugen können. Und der Taucheranzug? Eher kein Argument für einen Gig bei diesem Event! Aber als der Vertrag vor ihnen lag, hatten sie nicht nach dem Wie und Warum gefragt. Sie waren einfach nur aus dem Häuschen gewesen

und hatten gleichzeitig gewusst, sie mussten sich richtig reinhängen. Sie mussten üben, bis die Saiten glühten und die Trommelfelle rissen.

Sie wurden besser – bis auf Luca, der nur marginale Fortschritte machte. Er selbst war allerdings vom Gegenteil überzeugt, sah sich auf einem hohen Level, das seine Mitspieler erst einmal erreichen mussten. Besonders Philipp machte er für ihr zähes Vorankommen verantwortlich. „Strippe“, der Strippenzieher, wie er ihn verächtlich nannte, dresche wie ein Holzhacker auf seinem Drumset herum, könne keinen Takt halten und überhaupt! Dabei war Philipp der Einzige in der Gruppe, der eine solide Ausbildung an seinem Instrument vorweisen konnte. Niklas Kahl, Drummer bei Lord of the Lost, einer Dark Rockband, die internationale Erfolge in ausverkauften Hallen und Stadien feierte, hatte ihm das Schlagzeugspielen von der Pike auf beigebracht.

Luca ignorierte diese Tatsache ebenso wie Philipps flexibles Spiel, das seine eigenen Schwächen so gut wie möglich ausbügelte. Stattdessen motzte er an ihm herum, machte ihn lächerlich, wo er nur konnte. Zu gern hätte Philipp die Drumsticks in die Ecke gefeuert und der Band den Rücken gekehrt. Er tat es nicht, weil er seinen beiden Kumpels Tim und Jan nicht in den Rücken fallen wollte. Für sie war *Heavy Christmas* das Größte, und das wollte er ihnen nicht versauen, indem er die Band sprengte.

Zwei Wochen vor ihrem Auftritt rückte Luca damit heraus, dass er den Bandnamen ändern werde. Aus *Captain Nemo* sollte *The Grinch* werden. Das klinge aggressiver, meinte er, es verkörpere mehr ihren Musikstil – rotzig, wütend, dreckig. Und für *Heavy Christmas* habe er auch gleich noch ein Stück geschrieben, das unglaublich passend sei und einschlagen werde wie eine Bombe, erklärte er den sprachlosen Bandmitgliedern. „Killin’ Santa“ heiße es. Und eine Bühnendeko für den Auftritt und speziell für den Song habe er auch schon in Auftrag gegeben. Sein Vater habe gute Verbindungen zu Leuten, die so was bauen könnten. Dann beschrieb er die Figur, die schräg hinter Philipps Schlagzeug aufgebaut werden soll-



te: Ein überlebensgroßer Weihnachtsmann, gekrümmt, mit schmerzverzerrtem Gesicht und einem Dolch, nein, einem Schwert, das ihm im Rücken steckte und vorn aus seinem Bauch wieder heraustrat. Und Blut! Überall Blut. Sehr viel Blut! Der sterbende Santa Claus eben – gekillt vom Grinch.

Tim, Jan und Philipp waren gebügelt, fanden eine Namensänderung so kurz vor dem Auftritt problematisch und hatten Zweifel, ob ein Song mit solch einem Titel und eine derart martialische Darstellung des sterbenden Santa Claus nicht vielleicht doch die Gefühle des Publikums verletzen könne. Auch wenn sich die Metalgemeinde nach außen recht wild und bedrohlich gab, so steckte in den meisten Metalheads doch ein empfindsames Herz, das vermutlich gar nicht damit einverstanden wäre, wenn der Weihnachtsmann auf derart barbarische Weise sein Leben ließe.

Luca ignorierte die Einwände, wischte sie einfach beiseite und konfrontierte sie mit weiteren Highlights für ihren Auftritt, oder besser: für seinen Auftritt. Er würde gleich zu Beginn der Show in einem Grinchkostüm hinter dem von einem Spot angestrahlten sterbenden Weihnachtsmann hervor auf die ansonsten abgedunkelte Bühne stürmen, in einen Glitterschauer gehüllt, den er selbst mit einer kleinen, am Gitarrenhals befestigten Pyrokanone auslösen würde. Das Ganze begleitet von einem monotonen, vom Computer eingespielten „Killin’ Santa, Killin’ Santa, Killin’ Santa ...“, ehe er schließlich am Mikrofon mit einem tierischen Growl in den Song einsteigen würde, unterstützt durch die brachiale Power von Bass, Rhythmusgitarre und ... äh ... ja, natürlich auch Schlagzeug.

Pyrotechnik? Dafür brauche man einen Kenntnissnachweis, meldete Philipp Bedenken an. Und eine Genehmigung der Behörden und ein Sicherheitskonzept seitens des Veranstalters.

„Kein Problem, alles schon eingetütet“, klärte Luca ihn auf und konnte nicht umhin, noch ordentlich gegen ihn auszuweichen: „Wenn du Schiss hast, dann geh doch und spiel bei den Alpendudlern, aber nicht in ’ner Metalband. Für das, was du ablieferst, finden wir an jeder Straßenecke einen, der das besser kann.“

Philipp schluckte auch diese Beleidigung, seinen beiden Freunden zuliebe. Allerdings war er ihre Arschkriecherei bei Luca allmählich leid. Er wusste nicht, ob er das Spiel noch lange mitspielen würde. Es war wenige Tage vor dem Auftritt beim *Heavy Christmas*, als Philipp noch einmal

zurück in den Übungsraum musste, um sein Portemonnaie zu holen, das er liegen gelassen hatte. Luca war noch da, intensiv in eine Bastelei an seiner Gitarre vertieft.

„Machst ’n du noch hier?“, fragte er erstaunt.

„Gitarre präparieren“, knurrte Luca, dem Philipps Auftauchen offensichtlich nicht passte.

„Für deine Pyroshow?“

„Mhm ...“

„Und wie soll das funktionieren? Batteriezündung? Taster?“

„Frag nicht. Kapiert du sowieso nicht.“

„Ach?“ Philipp lachte auf. „Ich bin vom Fach, schon vergessen? Kenne mich ganz gut aus mit Elektrokrams. Auch wenn ich nicht studiere wie der große Zampano Luca.“

„Mach mich bloß nicht an!“

„Mache ich nicht. Erklärst du es mir?“

„Okay.“ Luca schnaubte herablassend. „Also, pass auf ...“ In einem unerwarteten Anfall von Großmut ließ er sich in die Karten schauen und erklärte Philipp bis ins kleinste Detail seine ausgeklügelte Technik. Sein Erfinderstolz war unüberhörbar. Der Funkenregen werde wahnsinnig effektiv rüberkommen, war er sich sicher.

Philipp ließ ihn in dem Glauben, etwas Großartiges zusammengebastelt zu haben. Es war jedoch kein Hexenwerk und er hatte sofort erkannt, dass damit durchaus noch andere Sachen möglich waren als nur Funken zu versprühen. Gemeine, nicht ganz ungefährliche Sachen. Er steckte sein Portemonnaie ein und verabschiedete sich.

„Ach, äh ... Strippe ...“, hielt ihn Luca zurück, als er schon an der Tür war.

„Ja?“

„Schlechte Nachricht für dich. Kann ich dir auch jetzt schon sagen. Wo du einmal hier bist.“

„Aha. Und zwar?“ Philipp wandte sich um, gespannt, womit Luca ihn jetzt wieder piesacken wollte.

„*The Grinch* wird in Zukunft ohne dich auskommen.“

„Du willst mich rausschmeißen?“ Die Nachricht kam dann doch etwas überraschend. „Du spinnst doch!“ Philipp bebte vor Wut. „*The Grinch* ohne Drummer? Wie soll das denn gehen?“

Luca lachte auf. Hämisch. Schraubte an seiner Gitarre herum, sprach weiter, ohne ihn anzusehen. „Mit Drummer, Strippe, mit Drummer!“

Aber mit einem, der fähig ist. Nicht so ein Penner wie du. Ein Kumpel aus meinem Semester wird den Job machen.“

„Du bist so ein Arschloch!“, presste Philipp zwischen den Zähnen hervor.

„Ach komm, bleib locker, Alter. Du findest bestimmt ein paar neue Leute. Die auf deinem Niveau spielen. Nicht ganz so anspruchsvoll. Und außerdem – beim Gig auf dem *Heavy Christmas* bist du ja noch dabei.“

„Oh, dafür muss ich dir jetzt vermutlich noch dankbar sein!“

„Äh ... na ja, wäre angebracht, oder?“

Als Philipp die Tür des Übungsraums hinter sich geschlossen hatte, wusste er zweierlei. Erstens brauchte er mit Lucas Entscheidung, ihn aus der Band zu schmeißen, keine Rücksicht mehr auf seine Kumpel Tim und Jan zu nehmen. Wenn sie das überhaupt noch waren – echte Kumpel und nicht nur Speichellecker des selbst ernannten Godfather of Metal. Und zweitens würde Lucas Auftritt als Grinch ein wenig anders verlaufen als von ihm geplant.

Die Running-Order des *Heavy Christmas* sah vor, dass *The Grinch* am Abend des 23. Dezember als letzte Band auftrat. Wer immer die Reihenfolge festgelegt hatte – für Luca bedeutete das nicht weniger, als dass *The Grinch* der Headliner war. Entsprechend spielte er sich auf, konnte sich mit seinen Starallüren kaum bändigen. Genau das hatte Philipp erwartet. Er kannte Luca mittlerweile gut genug. Und darauf hatte er seinen Plan aufgebaut.

In der Umbaupause würde eine Freundin Philipps mit Luca am Merchandising-Stand ein Interview führen. Für ein neues Szene-Magazin (das es natürlich nicht gab). Sie würde ihn möglichst lange festhalten, damit er erst kurz vor dem Auftritt in sein Kostüm schlüpfen konnte und dann auch schon, schnell Gitarre umgehängt, auf die Bühne stürmen musste. Zeit genug für ihn, Philipp, ein paar Kleinigkeiten unbemerkt zu modifizieren. Luca würde währenddessen die Möglichkeit zur Selbstdarstellung wahrnehmen und bis zur letzten Sekunde auskosten.

Philipp hatte sich nicht getäuscht. Erst als nach dem Umbau das Bühnenlicht erlosch, trennte sich Luca von der vermeintlichen Reporterin und beeilte sich, hinter die Bühne zu kommen. Dann setzte auch schon der Einspieler vom Computer ein.

„Killin’ Santa, Killin’ Santa, Killin’ Santa“, dröhnte es dumpf aus den Lautsprecherboxen. Philipp, Tim und Jan stiegen im Dunkel auf die Büh-

ne, nahmen ihre Plätze ein. „Killin’ Santa, Killin’ Santa ...“ Luca pulte nervös am Reißverschluss seines Grinch-Kostüms herum. Etwas hatte sich verhakt. „Killin’ Santa, Killin’ Santa ...“ Monoton und stampfend. Ein Schlachtruf. Ein Befehl, der von der Bühne dröhnte, von den ersten Reihen im Publikum aufgenommen wurde und sich wie eine Welle ausbreitete, bis die ganze Halle, von einem bedrohlichen Grollen erfüllt, bebte. „Killin’ Santa, Killin’ Santa ...“

Dann, ein gleißender Spot auf den sterbenden Santa Claus neben Philipp gerichtet. Das war der Moment, in dem Luca mit einem krachenden Gitarrenriff, eingehüllt in eine glitzernde, flirrende Wolke, hinter dem Weihnachtsmann hervor hätte auf die Bühne stürmen sollen.

Eigentlich.

Doch ein paar Sekunden lang passierte erst einmal gar nichts. Und dann gab es einen gewaltigen Donnerschlag, der Weihnachtsmann klappte nach vorn, ein paar undefinierbare Teile wirbelten durch die Luft und ein kreischender, brüllender Grinch stolperte aus dem qualmverhangenen Dunkel auf die Bühne. Die Gitarre baumelte ihm vor dem Bauch herum, der Gitarrenhals, abgerissen, schlackerte, nur von den Saiten gehalten, lose in der Luft. Der Grinch, oder besser: Luca, taumelte jaulend mal hierhin, mal dahin, presste sich mit rechts den linken Arm fest an den gekrümmten Körper. Das Kostüm, in dem er steckte, wies einige hässliche Löcher auf.

Die Killin’-Santa-Rufe blieben dem Publikum für einen atemlosen Moment im Hals stecken, ehe unbeschreiblicher Jubel angesichts des Veitstanzes losbrach, den Luca vollführte. Das war mal eine Show! So etwas hatten die Leute in dieser Form und Intensität noch nicht erlebt.

Jan begriff als Erster, dass irgendetwas faul war. Er bewegte sich von seinem Mikrofon weg, ein paar Schritte hin zum umgefallenen Weihnachtsmann, hob etwas vom Boden auf. Ein grünes Stück Grinch-Kostüm und noch etwas. Eine Sekunde lang stand er wie versteinert, den Blick starr auf den abgerissenen Daumen in seiner Hand gerichtet. Dann erbrach er sich. In einer Fontäne klatschte sein Mageninhalt auf die Bühne – Currywurst mit Pommes rot-weiß, die er sich kurz vor der Show noch einverleibt hatte.

Jetzt endlich schien auch das Publikum zu kapiieren, dass die Dinge nicht so liefen wie sie sollten, zumal Luca zusammengebrochen war und zuckend am Boden lag. Unruhe machte sich breit, das Deckenlicht ging an und erhellte den Saal. Auf der Bühne tauchten Sanitäter auf und küm-

merten sich um Luca, versuchten, ihn aus seinem Grinch-Kostüm zu befreien. Ordner und Hilfskräfte waren damit beschäftigt, das sich ausbreitende Chaos vor der Bühne irgendwie in den Griff zu kriegen. Tim rannte planlos zwischen den Verstärkern umher und Jan stand immer noch da und starrte keuchend ins Leere. Den Daumen hatte ihm ein Sanitärer inzwischen aus der Hand genommen. Er wurde noch gebraucht.

Philipp hatte eine Minute gewartet, vielleicht waren es auch zwei Minuten gewesen, dann war er hinten, durch den Backstagebereich, nach draußen gegangen. Besser gesagt: geschlendert. Fast schon gemütlich. Jedenfalls recht entspannt, während um ihn herum Hektik herrschte. Er stand etwas abseits an einen der alten Bäume gelehnt, die den Platz vor der Halle umsäumten, rauchte und sah den Besuchern zu, die nach draußen drängten. Er betastete den kleinen Zylinder in seiner Hosentasche. Eigentlich zu schade, ihn wegzuworfen. Das Glitzerzeugs darin wäre sicher eine Bereicherung für das Silvesterfeuerwerk. Er nickte. War zufrieden mit sich. Dieses *Heavy Christmas* würde sich in das Gedächtnis der Leute eingraben. Ein grandioser Abend, der ganz nach Plan verlaufen war – nach seinem, Philipps, Plan.

The Grinch ist tot, dachte er schadenfroh grinsend. Es lebe der Weihnachtsmann!





Aufstand der Weihnachtsgänse



Die folgende Geschichte hätte sich wahrscheinlich überall ereignen können. Aber sie passierte nun einmal auf einem Geflügelhof am Rande der Kleinstadt Osterode am Harz.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, als in der Gänseschar auf den Wiesen hinter der Scheune und den Ställen nahezu unmerklich eine Veränderung vor sich ging. Die Wochen zuvor war ein Tag wie der andere verlaufen: fressen, trinken, schlafen und schnattern. Vor allen Dingen das – schnattern, was das Zeug hielt. Das Federvieh tat das, was die Menschen auf dem Hof von ihm erwarteten. Die Tiere fraßen das saftige Wiesengrün, bis fast nur noch trockene, sonnendurchglühte Erde mit ein paar gelbgrünen Stoppeln übrig blieb, sie stürzten sich flügelschlagend auf das Mastfutter und sahen ansonsten zu, dass sie sich nicht allzu sehr bewegten und ein schattiges Plätzchen unter den verkrüppelten Obstbäumen fanden. Fett werden, das war ihr einziges Lebensziel. Nur waren sich die Gänse dessen nicht bewusst.

Doch dann, es mochte Ende August gewesen sein, breitete sich eine Unruhe in der Gänseschar aus. Nicht wirklich greifbar, anfangs. Niemand hätte sagen können, was dafür die Ursache war. Aber es gab diese Stimmen in der Federviehherde, die gegen das bisher so ruhige Gänseleben, den alltäglichen Trott, anschnatterten. Erst nur vereinzelt und kaum hörbar, doch nach und nach immer lauter.

„Wir sollten vorsichtig sein“, mahnten sie.

„Warum?“, fragte die große Schar verständnislos und starrte neugierig auf die Handvoll Artgenossen in ihrer Mitte, die ihre besorgten Stimmen erhoben hatten. Sie begriffen nicht, was sie mit dieser Mahnung bezweckten.

„Weil wir in Gefahr sind. In Lebensgefahr.“

„Was für ein Unsinn! So etwas haben wir ja noch nie gehört!“

„Doch! Sobald wir fett genug sind, werden unsere Menschen uns schlachten.“

„Uns schlachten? Umbringen? Unsere Menschen? Unsere Ernährer und Freunde? Gaagagagack!“ Schallend schnatterndes Lachen breitete sich in der Runde aus. „Was haben sie euch denn ins Futter getan?“

„Wir wissen es genau!“, beharrten die Abweichler.

„Ach ja? Und woher wisst ihr das so genau?“

„Die Krähen. Sie haben es uns erzählt. Es passiert immer wieder, sagen sie. Jedes Jahr um die gleiche Zeit. Bald geht es los. Bis zum Weihnachtsfest. Und dann lebt von uns niemand mehr.“

„Die Krähen?“ Lautstarke Empörung. „Ihr sprecht mit den Krähen?“

„Fake News! Alles Fake News!“, schnatterte ein aufgeregtes Gänsepaar in der hinteren Reihe. „Fake News! Lüge! Glaubt ihnen nicht!“

Die kleine Gruppe der Mahner verstummte. Eingeschüchtert durch die große Schar ihrer ungläubigen Geschwister. Aber dieses Schweigen war nicht von langer Dauer. Die Abweichler gaben keine Ruhe, führten Einzelgespräche, nahmen diejenigen zur Seite, von denen sie meinten, sie überzeugen zu können.

„Die Krähen haben es gesehen“, raunten sie.

„Was haben die gesehen?“

„Wie die Menschen unsere Geschwister umgebracht haben.“

„Aber es sind doch noch alle da! Niemand wurde umgebracht!“

„Doch, doch, im letzten Jahr. Überleg doch mal. Hat eine aus unserer Schar schon jemals ein Weihnachtsfest erlebt? Gibt es welche unter uns, die älter sind als wir?“

„Na ja ... nein. Wir sind alle gleich alt. Im Frühjahr geboren. Aber von dem Fest habe ich schon gehört.“

„Ach, wirklich? Von wem denn?“

„Na, von der wilden Verwandtschaft. Du warst doch dabei, als sie letztes vorbeikamen. Sie haben drüben auf dem Feld Pause gemacht.“

„Ja, ich erinnere mich. Zwei von ihnen haben kurz am Zaun mit uns gesprochen. Wollten in den Winterurlaub fliegen.“

„Richtig, danach sind sie zu ihrer Reisegruppe zurück. Ich bin noch am Zaun stehen geblieben. Sie haben mir zum Abschied zugewunken. Sahen richtig fröhlich aus. Und dann konnte ich ein paar Brocken aufschnappen von dem, was sie sich erzählt haben. Da ging es um Weihnachten. Wie schön das ist. Weihnachtsbaum, Geschenke, Festessen ... Haben dabei immer zu mir rübergeschickt.“

„Eben! Festessen! Und was glaubst du wohl, könnte das für ein Festessen sein?“



„Schnecken?“

„Nein! Gänsebraten, du dumme Gans!“



„Aber ...“



„Denk mal drüber nach! Und dann frag dich, warum noch keine aus unserer Schar selbst so ein Weihnachtsfest erlebt hat.“

„Warum? Sags mir, wenn du so schlau bist.“

„Weil wir vorher alle tot sind! Weil wir fettgefüttert sind und zum Fest geschlachtet werden. Jedes Jahr!“

„Das würden unsere Menschen niemals tun! Sie sind gut zu uns! Wer sagt überhaupt so was?“

„Die Krähen.“



„Und was soll ich jetzt machen?“

„Schließ dich uns an. Wehr dich. Kämpfe mit uns!“

„Gaaagagack ... Wie denn? Kämpfen! Mach dich nicht lächerlich! Alles, was wir können, ist fressen.“

„Hungerstreik. Wir treten in einen Hungerstreik.“



Nicht alle Gänse ließen sich überzeugen, aber doch so viele, dass sie den Unbelehrbaren gegenüberreten konnten, ohne sofort mundtot gemacht zu werden. Abend für Abend diskutierten sie sich in der Enge ihres Stalls die Schnäbel wund, ehe sie erschöpft in den Schlaf fielen.

„Wieso könnt ihr überhaupt verstehen, was die Krähen sagen?“, fragten die aus der Gruppe der Starrköpfe. „Ihr sprecht doch gar nicht ihre Sprache!“

„Aber sie sprechen unsere. Die haben sie gelernt. Sie sind sehr klug.“

„Und wenn schon. Es sind Fremde! Wir trauen ihnen nicht! Sie machen uns Angst. Wie die schon aussehen! Schwarzes Gefieder, nicht weiß wie unseres. Und ihre Augen! Unheimlich!“

„Sie wissen Bescheid“, entgegneten die Abtrünnigen trotziger. „Sie sind schon länger hier als wir. Sie waren auch letztes Jahr da. Und im Jahr davor. Sie haben alles gesehen.“

„Sie gehören hier nicht her!“, beharrten einige aus der Gruppe der Uneinsichtigen. „Sie haben es doch nur auf unser Revier abgesehen!“, schrien sie. „Warum sonst hocken sie draußen auf dem Dach und in unseren Bäumen? Die beobachten und belauern uns! Wenn wir nicht aufpassen, fallen sie bei uns ein!“

„Hungerstreik! Was für eine Wahnsinnsidee!“, schlossen sich andere dem entrüsteten Geschnatter ihrer Geschwister an. „Genau das wollen

diese Krähen! Uns schwächen, sich selbst hier breitmachen und uns das Futter stehlen! Und dann holen sie ihre Verwandten nach. Und fressen uns alles weg! Wer weiß, was da noch alles kommt, wenn wir hungern und keine Kraft mehr haben! Da ist eine Verschwörung im Gange! Und die Krähen haben sie angezettelt!“

Die Fronten verhärteten sich. Letztendlich gaben es die Abtrünnigen auf, ihre Geschwister zu überzeugen. Stattdessen hielten sie sich beim Fressen zurück, überließen es der Gruppe der Starrköpfigen, die sich über die Reste ihrer Rationen hermachte und zusätzlich in sich hineinstopfte. Die Aufrührer verschanzten sich in einen entfernten Bereich ihres Wiesenreviers und wandten sich den Krähen zu, misstrauisch beäugt von den Starrköpfen.

„Was sollen wir denn jetzt tun?“, fragten sie die Krähen, von deren Klugheit sie überzeugt waren und auf deren weisen Rat sie hofften.

„Mäßigt euch weiterhin beim Fressen“, sagten die Schwarzgefiederten. „So werdet ihr nicht so schwer wie eure gefräßigen, fetten Geschwister.“

„Und wozu soll das gut sein? Was hilft es uns, wenn wir zu guter Letzt verhungern?“

„So weit wird es nicht kommen. Aber ihr werdet fliegen und kämpfen müssen. Dazu müsst ihr schlank und beweglich sein. Das schafft ihr nur, wenn ihr nicht zu viel Fett auf den Rippen habt.“

„Fliegen? Kämpfen?“ Erschrocken starrten die Abtrünnigen auf ihre schwarzen Ratgeber. „Womit denn? Und gegen wen?“

Die Krähen lachten. „Du liebe Güte! Ihr habt ja wirklich gar nichts gelernt! Zum Fliegen habt ihr eure Flügel. Seht her.“ Eine der Schwarzgefiederten breitete die Schwingen aus, drehte eine kleine Runde, landete wieder. „Das könnt ihr auch, wenn ihr wollt. Aber keine Sorge. Ihr müsst keine Flugakrobaten werden. Euch nur eine Weile in der Luft halten können. Für die Attacke und die Flucht.“

„Attacke? Wir verstehen gar nichts.“

„Ihr werdet euch den Weg in die Freiheit erkämpfen müssen“, erklärten die Krähen. „Wenn eure Menschen kommen, um euch zu holen und zur Schlachtbank zu führen. In dem Moment, wenn sie das Tor öffnen. Dann greift ihr sie an. Mit euren Schnäbeln. Das sind gute, harte Waffen. Wir wissen, wovon wir sprechen. Ihr könnt ihnen damit in die Augen haken. Und um das zu schaffen, müsst ihr auch ein wenig fliegen können. Kapiert?“

Es kostete die Krähen noch einige Nerven, den dummen Gänsen genau zu erklären, wie ihre Flucht gelingen konnte. Vor allen Dingen, wann der richtige Moment gekommen war und was sie bis dahin noch üben mussten.

Die Zeit verging und die Abtrünnigen trainierten ihre Flügel und Schnäbel. Ihr Treiben wurde amüsiert verfolgt von ihren fetten Geschwistern, die träge und satt in den Tag hineinlebten. Ab und zu schallten dumme Kommentare und Gelächter zu ihnen herüber. Sie ließen sich dadurch nicht von ihren Vorbereitungen abhalten.

Dann – es war Anfang November, eine dünne Schneeschicht bedeckte den Boden und es war eiskalt – gingen die Abtrünnigen zum Angriff über. Tatsächlich gelang es ihnen, sich mit wildem Flügelschlagen und mit Schnabelattacken gegen ihre Menschen den Weg nach draußen freizukämpfen. Sie schafften es, sich so weit vom Geflügelhof zu entfernen, dass sie nicht mehr eingefangen werden konnten. Ihr Training hatte sich gelohnt. Sie flogen. Hunderte von Metern. Brachten nicht nur ein paar hilflose Hüpfen zustande wie ihre fett gefressenen Geschwister, denen ihre Menschen gerade auf den Leib rückten, um ihr Schicksal zu besiegeln. Die Krähen hatten nicht gelogen!

Aber wo waren die Schwarzgefiederten hin? Wo waren sie geblieben?, fragten sich die Geflüchteten. Jetzt, wo sie hier draußen orientierungslos herumirrten, außerhalb ihres gewohnten und klar umgrenzten Reviers, da hätten sie deren Rat und Hilfe mehr denn je gebraucht. Doch nirgends zeigte sich eine einzige Krähe.

Dafür näherte sich jemand anderes. Von ihnen unbemerkt, bahnte sich ein Fuchs seinen Weg durch den Schnee. Der rotbraune Räuber konnte nicht glauben, was er dort schnatternd über das Feld watscheln sah. Wie lange schon war er um den Geflügelhof und die Gänsewiese herumgeschlichen, mit leerem Magen und ohne große Hoffnung, sich einen der gefiederten Braten holen zu können. Wie sehr hatte er sich vor dem Winter gefürchtet, der vor wenigen Tagen, früher als sonst, mit Macht gekommen war. Wie grauste ihm vor dieser Zeit der Entbehrung für ihn und seine Freunde und Verwandten, die ebenfalls in der Nähe wohnten. Wenn sie Kilometer um Kilometer zurücklegen mussten, um mit Glück die eine oder andere Maus zu erbeuten. Wenn sie vor Hunger nicht in den Schlaf fanden, während die Menschen an gedeckten Tischen saßen und sich mit Gänsebraten und anderen Leckereien den Bauch vollschlugen.

Aber heute, an diesem wundervollen Tag, war das Unglaubliche geschehen! Wieder und wieder musste er hinschauen. Doch, es stimmte! Seine Augen trugen ihn nicht: Dort liefen sie herum! Lauter leckere Gänse! Direkt vor seiner Nase! Und sie machten nicht den Eindruck, als wollten sie im nächsten Moment abheben und davonfliegen. Vielmehr schienen sie nur darauf zu warten, dass er sich um sie kümmerte. Sie waren ein Geschenk des Himmels. Im wahrsten Sinn des Wortes, denn von oben aus den Wolken waren sie gekommen und hier gelandet. Wie es ihm die Krähen prophezeit hatten.

Für einen kleinen, hungrigen und ungläubigen Fuchs war plötzlich alles anders. Völlig unerwartet, mitten im November, war es für ihn Weihnachten geworden.

